Werk

Label: Periodical issue

Ort: Berlin

Jahr: 1899

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273_0001|log11

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Die Denkmalpflege.

Herausgegeben von der Schriftleitung des Centralblattes der Bauverwaltung, W. Wilhelmstrafse 89.

Schriftleiter: Otto Sarrazin und Oskar Hofsfeld.

I. Jahrgang. Nr. 2.

Erscheint alle 3 bis 4 Wochen. Jährlich 16 Bogen. — Geschäftstelle: W. Wilhelmstr. 90. — Bezugspreis einschl. Abtragen, durch Post- oder Streifbandzusendung oder im Buchhandel jährlich 8 Mark; für das Ausland 8,50 Mark. Für die Abnehmer des Centralblattes der Bauverwaltung jährlich 6 Mark.

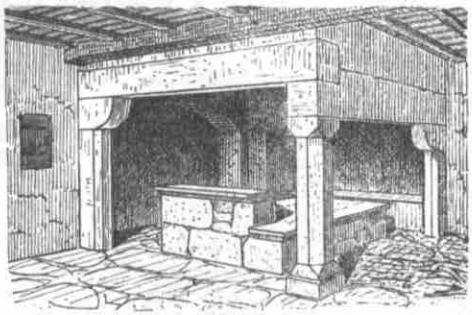
Berlin, 25. Januar 1899.

[Alle Rechte vorbehalten.]

Streifereien durch alte Städte.

(Fortsetzung.)

Jenseit der Tauber, von der Höhe, geniefst man das schönste Gesamtbild Rothenburgs. Vorn die Strafse am Waldhang und die Fuhrmannswagen vor dem Wirthshaus, die Mühle im Thal, das Capellchen an der Brücke, oben über Gärten und Terrassen die gebäudereiche Stadt hinter wehrhaften Mauern und Thürmen. Kühn springt in das Thal der Burgberg vor, jetzt statt der Mauern mit alten Linden bekrönt. Darin versteckt noch ein Rest der alten Hohenstaufenburg. Man bemerkt an ihm kleine gekuppelte romanische Lichtluken. Etliche sind zu frühgothischen Fenstern erweitert, eins der letzteren ist wieder in spätgothischen Formen zu grofser Breite umgeändert. Dies erzählt uns die Geschichte des Fensters, einer-



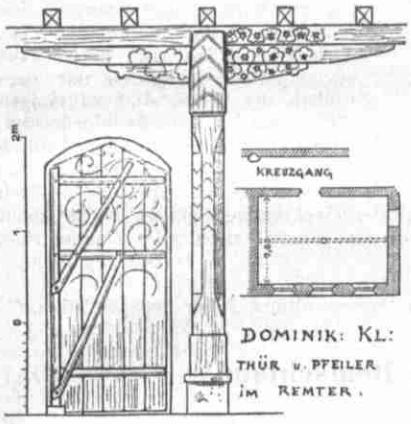
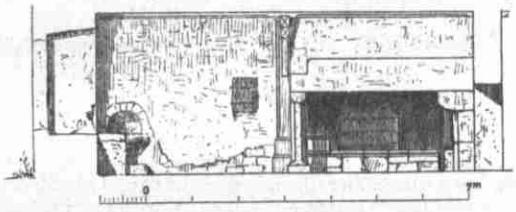


Abb. 7.



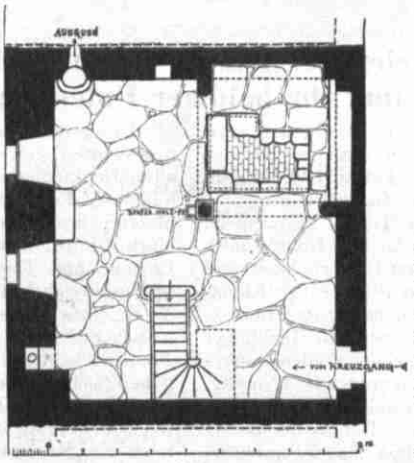


Abb. 9.

Abb. 7 bis 9. Aus dem Dominicaner-Kloster in Rothenburg o. d. T.

seits den Kampf gegen das Unwetter, anderseits das Streben nach Licht.

In der Burg lag der Uranfang von Rothenburg. An sie lehnt sich die alte oder innere Stadt an. Dann folgt im 14. Jahrhundert der äufsere Stadtring. Die Innenstadt hielt bis ins vorige Jahrhundert ihre eigene Mauerwehr gegen die Aufsenstadt aufrecht. Aufsen wohnten die Handwerker und die ärmere Bevölkerung. Die Innenstadt war der bevorzugtere Theil. Hier erheben sich die kunstreichsten Bauten: Die Rathhäuser, das alte und das „antikische", die Stadtkirche, gefüllt mit guten Kunstwerken, die Amtshäuser, Brunnen und Denkmäler. In der Herrengasse stehen die stattlichsten Häuser, behäbige Patricier- und Adelssitze mit weiten, wappengeschmückten Thoren und geräumigen Dielen und Höfen. Gar oft herbergten sie fürstliche Gäste. Wie eine Hauscapelle liegt zwischen ihnen die zierliche Franciscanerkirche, als Gruftkirche des Adels bevorzugt; darin findet sich ein Schatz von guten Denkmälern, landesgeschichtlichen Namen und Aufzeichnungen.

Wer malerischem alten Wesen nachgeht, findet seine Rechnung im Dominicanerkloster, einer schlichten frühgothischen Anlage, von der ein Theil, wenn auch in Verwahrlosung gerathen, so doch ohne bauliche Umwandlung geblieben ist. Im Refectorium (jetzt Holzstall) sind die alte Eingangsthür und die Holzdecke erhalten (Abb. 7), beides schlicht und gut gestaltet und ornamental bemalt. Auf den Wänden erkennt man figürlichen Schmuck. Vor dem Refectorium, im Kreuzgang, fehlt nicht die übliche Anlage zur Handwäsche (Abb. 8). Die Klosterküche bewahrt noch den alten mittelalterlichen Herd, von einem mächtigen Kamin überdeckt: dazu den Gofsstein, den steinernen Anrichtetisch, Wandschränkchen, Topfbretter und auch das echte alte Pflaster aus riesigen, sorglos zusammengeschobenen Steinplatten. Der alte Herd (Abb. 9) ist wirklich ein seltenes Stück, und seine Entdeckung kommt uns wie gerufen zur Wiederherstellung der ganz ähnlichen, in ihren Aeufserlichkeiten aber von Mauer-

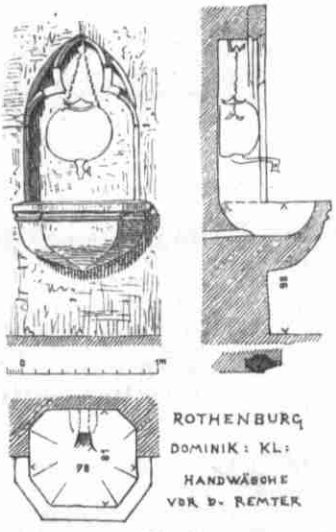


Abb. 8.

trümmern zerschlagenen Herdanlage in der Conventsküche des Marienburger Hochschlosses. Von den einst alltäglich gebrauchten Geräthen oder baulichen Einzelheiten ist uns nur sehr wenig erhalten. Das Geräth zu sammeln, schicken sich jetzt allenthalben die Museen an; für Unbewegliches können nur Städte wie Rothenburg die Museen bilden.

Die nächste alte freie Reichsstadt, in welcher wir Halt machten, war Dinkelsbühl. Hier schien uns glücklicherweise die Sonne. Die Stadtviertel bestehen aus zusammengerückten, durch Gänge, Gäfschen und Plätze getrennten Ackerhöfen. Eine Rinnen- und Bürgersteigordnung und peinliche Sauberkeit sind aufser den Hauptstrafsen nicht eben möglich. Man geht in den Nebengassen meist auf schmalen Steinbrücken. Doch vermissen wir städtischen Strafsenaufwand nicht, wo uns der trauliche Klang der Dreschflegel stetig begleitet. Der Umstand, dafs Dinkelsbühl eine Ackerbürgerstadt ist, leistete der Beständigkeit der Verhältnisse, der Bewahrung eines altehrwürdigen Gepräges in den Bauten viel Vorschub. Der Ort ist noch reich an alten Holzbauten. Die Kornschrannen ragen wie Zeughäuser und Kirchen aus dem Stadtbild auf. An einem Speicher von 1541 im Spitalhof sind das eichene Thor, die Dachrinne aus Eichenstämmen und der kräftige Unterzugpfeiler lehrreich (Abb. 12). Das

schönste alte Kornhaus aber steht in der Schmidstrafse. Ein hoher Giebel, buntes Fachwerk, kräftige Thore und Dachformen zeichnen es aus, alles sicher und geschmackvoll gezimmert, ein wirkliches Baukunststück (Abb. 13). Welche Freude zu bauen, wenn das Handwerk solch Können und Wissen wie etwas Selbstverständliches mit auf den Platz bringt.

Die Stadt hat auch noch ihre mittelalterliche Mauer; aber leider sind die Wehrgänge und deren Ueberdachung ganz eingegangen. Vom Markte, wo Kirchen, Amts- und Patricierhäuser sich zusammendrängen, verzweigen sich die Hauptstrafsen nach den vier Thoren. Die Strafse vom Mühlthor über den Markt zum Rothenburger Thore zerlegt die Stadt in einen hohen und einen niederen Theil. Der westliche, hohe Theil hat eine stärkere Befestigung. Sie besteht aus Mauer, Vormauer und breitem ausgemauerten Graben. Die Mauerthürme

Abb. 10.

sind vielgestaltig, mehrere aufserordentlich hoch, um das hochliegende Angriffsgelände zu beherrschen: etliche sind mit farbig glasirten Ziegeln gedeckt: ringförmig oder rosettenartig angeordnete Zierathen.

Der östliche, niedrige Stadttheil bedurfte aufwendiger Wehrbauten nicht, weil hier vom Mühlthor bis zum Rothenburger Thor die breite, Sumpf und Seen bildende Wörnitz hinfliefst. Die Mühle ist bethürmt und mit zur Stadt gezogen. Sie giebt ein Bild ab von prickelndem Reiz. Die übrigen Stadtthürme hier an der Wörnitzseite sind bescheidener und scheinen schon früh zu Wohnthürmen verwerthet zu sein. Obwohl die Stadt einen betriebsamen Eindruck macht, hat sie bis jetzt auf den Ruhm verzichtet, ihre Mauer abzubrechen. Auch die alten Thore stehen noch. Und doch haben sie einen handlichen Verkehr zu bewältigen, denn in eine Ackerbürgerstadt hinein schwanken zur Erntezeit täglich hunderte von hohen Fudern. Wie oft fielen Mauern und Thore zurückgekommener Krämerstädtchen aus der grundlosen Furcht, es könnte einmal ein hochbeladener Wagen kommen.

Das Stadtbild von Dinkelsbühl lag zum Abschiede prächtig in der Abendsonne vor uns. In Nördlingen, anderen Morgens, schlug wieder Regenwetter ans Fenster. Wir hatten bald genug das kleine Stadtmuseum mit den Scheuffelins und Herlens und die an Kunstwerken reiche Stadtkirche gesehen, das Gustav Adolf-Haus und manche ansehnliche Schranne gemustert, hatten uns im „Goldenen Ochsen“ unter den Rieser Bauern gestärkt, und hätten nun ohne zeichnerische Ausbeute davon gemufst, besäfse die Stadt nicht noch den bedeckten Wehrgang auf seinen Mauern, auf den flüchtend wir unseren Studien nachgehen konnten.

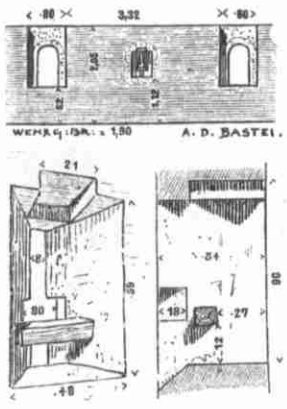


Abb. 11.

Nördlingen ist kreisrund und gleich eben angelegt (Abb. 10). Aus der Mitte des Häusermeeres ragt der schöne Pfarrthurm auf, das Wahrzeichen des Rieserlandes. Den Mauerring durchbrechen fünf Thore. Diese sind, wie eine Inschrift am Reimlinger Thor besagt, vom Basteymeister Wolfgang Waldberger (1574 bis 1613) erneuert.*) Die Formen, die gröfseren Mafse, sowie die auf schwere Büchsen berechneten Scharten in Thürmen und Zwingern bezeugen das 16. Jahrhundert (Abb. 14), doch der Plan ist noch ganz mittelalterlich. Zugleich mit dem Umbau der Thore sind an einigen Stellen grofse Rondele hinzugefügt. Die Zinnenöffnungen der alten Mauer verkleinerte man durch rundbogige Einmauerungen, und in die Zinnenköpfe wurden Schiefsschlitze für Hakenbüchsen eingebrochen (Abb. 11). Auch die jetzige Ueberdachung des Wehrganges gehört nicht mehr dem Mittelalter an, wie die im ganzen etwas rohe Zimmerarbeit schliefsen läfst. (Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. Centralblatt der Bauverwaltung, Jahrg. 1898, S. 501 u. f.

Decorative Malereien der letzten Jahrhunderte in Deutschland und ihr baldiger Untergang.

Das Bedürfniß, die von der Vergangenheit her ererbten Werke der Kunst und Cultur zu suchen, zu bewahren und zu sichern, ist im ganzen erst im 19. Jahrhundert erwacht und hat sich bisher nur auf das Nächstliegende erstreckt. Je nach der Zugänglichkeit und Handlichkeit hat man sich zunächst um die Dinge bekümmert, welche stark ins Auge fielen, wie grofse Werke der Kunst, oder welche sich vermöge ihres kleinen Formates, ihrer Beweglichkeit und ihres schmucken Aeufseren als Sammlungsgegenstände für Kunstliebhaber eigneten. Eine Menge der verschiedenartigsten Gebiete sind aber bisher von dem freiwilligen Schutze, den die Liebhaber gewähren, wie von der Fürsorge der öffentlichen Stellen ausgeschlossen gewesen, und darunter viele von hervorragender Wichtigkeit. Ein solches Gebiet ist die Decorationsmalerei der älteren Zeiten, insbesondere der letzten Jahrhunderte. Denn was davon in das frühe Mittelalter gehörte, hat man schon länger geschützt und zu retten gesucht, vermöge der gröfseren Achtung auch der Unkundigen vor so hohem Alter. Die Arbeiten der decorativen Malerei stehen ja auch in einem ganz besonders ungünstigen Verhältnisse. Niemals selbständig, im ganzen nur eine dünne Farbenschicht auf einer Putzwand oder einem Untergrund von Brettern bildend, der Laune jeder veränderten Mode unterworfen, verschwinden sie mit einem Male unter einer Schicht Kalkmilch oder Farbe, die der Pinsel eines Herostrat in einer Minute hinübergebreitet hat, auf Nimmerwiedererscheinen. Kleine Zerstörungen, bauliche Veränderungen geben den Anstofs, die wechselnde Mode freut sich ihres Verschwindens, Papiertapete oder Anstrich entspricht neuen Bedürfnissen besser als die „alten unheimlichen Fratzen“, kurz, man hat heute kaum eine Vorstellung mehr von der ganz ungeheuren Kunstübung, die auf diesem Gebiete verschwunden ist.

Unser deutsches Vaterland ist diesen Verlusten wohl noch mehr unterworfen gewesen als andere Länder. In Italien hat man die alten Denkmäler der Wandmalerei von jeher geliebt und geschützt; bilden sie doch die herrliche Stufenleiter, auf der die grofse italienische Malerei ihre Sonnenhöhe erklomm. Und die Werke und Namen eines Giotto, Masaccio sind ebenso volksthümlich wie die eines Cortona und Tiepolo, werden auf das sorgfältigste gehütet. Auch in Frankreich hat sich nicht wenig erhalten, und das neue herrliche Werk eines Gelis-Didot über die peinture décorative en France hat manchen Freund der deutschen Kunst mit Bedauern erfüllt: „Ja in Frankreich hat man so etwas noch, bei uns hat es das kaum gegeben!“ Und doch ist das so unrichtig wie möglich. Haben nicht Dürer und Holbein, Burgkmair und Stimmer grofse, mächtige Wandflächen mit Malerei geziert? War nicht Augsburg vor 150 Jahren noch ein Museum der Frescomalerei? Sind nicht unsere Schlösser und Paläste, unsere Kirchen, aber auch unsere alten Privathäuser mit einer Fülle von decorativer und monumentaler Malerei ausgestattet gewesen? Hat überhaupt irgend eine Decorationsart ähnliche Mengen von Fläche geschmückt? „Davon ist mir nichts bekannt“, wird wohl selbst mancher erprobte Freund alter Kunst erwidern, „unsere alten schönen Zimmer waren wohl getäfelt, auch die Decken, die Wände mit Teppichen oder Ledertapete bekleidet, vielleicht auch mit hellem Stuck, sonst ist mir nichts bewufst.“

Lassen sie uns nur den Versuch machen, die alten betünchten Wände unserer Schlösser zu beklopfen und abzukratzen. Selbst heute noch wird man mit Staunen bei fast allen Schlössern, deren innere Wände nicht völlig erneuert sind, die Spuren alter Bemalung finden. Selbst das Schlofs in Münden (Weser), früher Caserne und Forstakademie, öfters ausgebrannt, gänzlich zerbaut, hat jüngst bei

näherer Untersuchung unter dem Putz eine Reihe alter Zimmerbemalungen ergeben, die, jetzt hergestellt, dem sonst noch stattlichen Bauwerk zum höchsten Glanze gereichen. Das alte Schloſs in Steinau, umgebaut und ausgetüncht, Staatsgefängniſs und Heuschober, Stall und Magazin, zeigt im Halbdunkel seiner verwüsteten Säle dem über Strohbündel und Balkenlöcher Stolpernden an den Aufsenwänden die herrlichsten Reste decorativer Bemalung in reizender Folge der Zimmer, deren Zwischenwände längst verschwunden sind. Wenn man in den noch bewohnten Theilen an den Kappen der Erkergewölbe klopft und kratzt, so schaut uns plötzlich wunderbare Farbenpracht und reizvolles Ornament entgegen. Das alte Schloſs in Schmalkalden, kaum bewohnt seit Jahrhunderten, bietet uns die Fülle wundersamer phantastischer Wand- und Deckenmalerei deutscher entwickelter Renaissance, das Frauenhaus in Strafsburg solche von der Hand des alten Wendel Dietterlein, die Trausnitz bei Landshut in den zum Glück nicht „hergerichteten“ oberen Theilen eine unübersehbare Welt davon. Wohin man in Deutschland kommt, Spuren allenthalben. Das Lüneburger Rathhaus zeigt in seiner gewaltigen Rathslaube ein Beispiel des Besten, was unser 16. Jahrhundert darin vermochte, das Bremer, das Goslarer, das Nürnberger Rathhaus Reste davon überall. Unsere Kirchen nicht minder.

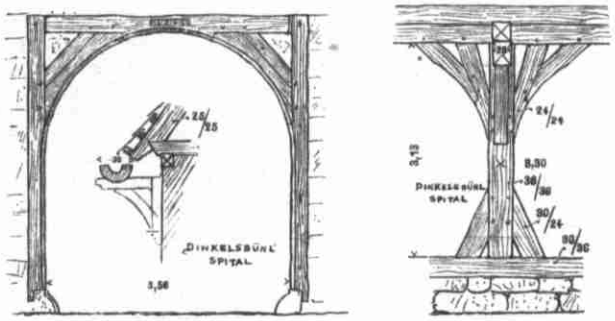


Abb. 12. Dinkelsbühl. Von einem Speicher im Spitalhof.

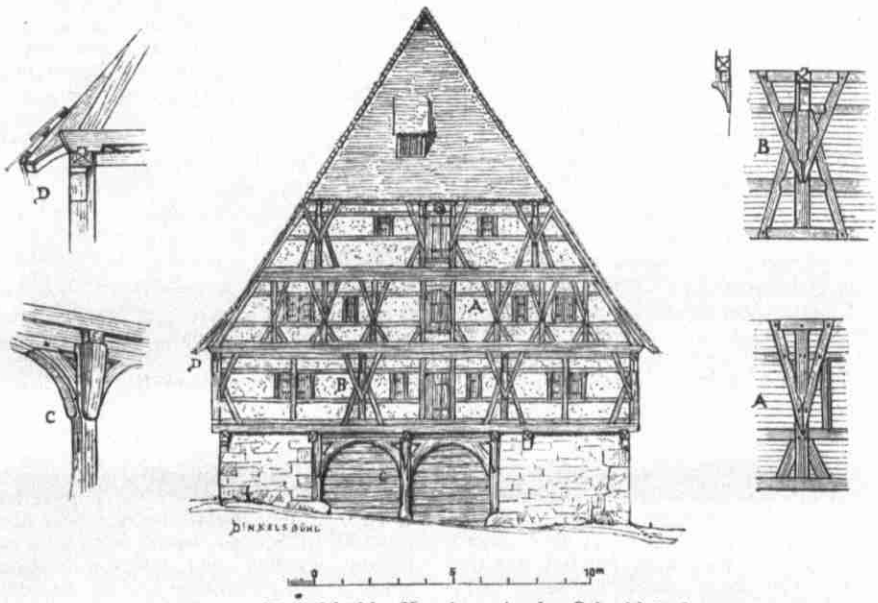


Abb. 13. Dinkelsbühl. Kornhaus in der Schmidstrafse.

Es läfst sich annehmen, dafs kaum eine unbemalt war oder wenigstens sein sollte. Insbesondere hat die späte Gothik ungeheure Flächen ihrer Wände und Decken mit Malerei geschmückt, bis zur bescheidensten Dorfkirche herab. Im 17. Jahrhundert hörte das langsam auf, als von Westen und Süden die traurige Mode des Weifsens einrifs. Die Malerei wurde immer spärlicher und schwand mit dem deutschen Wesen, obwohl die Danziger Kirchen z. B. noch aus der späteren Zeit des Jahrhunderts, Süddeutschland sogar aus dem 18. Jahrhundert eine Fülle von Versuchen dieses Gebietes aufweisen. Endlich fing man das Weifsen auch über die alten Malereien an, das Weifsen innen und aufsen, und so deckte sich wie das Schneegewand des Winters der Kalk langsam über die gesamte alte Farbenpracht, sie mehr und mehr der Vergessenheit überantwortend, — zum Glück allerdings oft zu ihrem Schutze.

Bei näherer Betrachtung und einigem Studium läfst sich unschwer nachweisen, dafs die Kirchen und Capellen von jeher, die Profanbauten mindestens im 15., 16. und 17. Jahrhundert an den dazu geeigneten Flächen im Innern ausgemalt zu sein pflegten, die letzteren in vielen Theilen auch aufsen, ja selbst über edles Steinwerk hinüber, wie man es soeben erst am Heidelberger Friedrichsbau gefunden hat*). Die Profanbauten wiesen, soweit mir bekannt ist, Bemalung auf an Façaden (Augsburg, München, Basel, Strafsburg, Schaffhausen, Stein, Nürnberg, Dresden, Prag, in unzähligen kleinen Städten und an Schlössern in Franken, Thüringen, Sachsen, aber auch im Norden, selbst bis nach Danzig hin), in Eingangsdielen, Flurgängen, Hallen (Strafsburg, Augsburg, Nürnberg, Lüneburg, Bremen, Wismar, Danzig usw.), in Zimmern und Sälen (München, Augsburg, Basel, Nürnberg, Frankfurt a. M., Steinau, Münden, Hannover, Goslar, Lüneburg, Schleswig-Holstein bis nach Dänemark hinein, in Mecklenburg, längs der Ostseeküste usw.). Dies sind nur zufällig mir gerade gegenwärtige Erinnerungen. Insbesondere läfst sich z. B. sagen, dafs überall, wo während der Renaissancezeit Holzdecken in Zimmern und Sälen die Ausnahme bildeten, vielmehr die meist verputzte, seltener verschalte Balkendecke heimisch war, wie im gesamten Nordwesten, dafs da diese Decken fast ausnahmslos bunt bemalt gewesen sind. Solcher Decken ist namentlich in Lüneburg und Bremen noch eine Anzahl vorhanden. Auch hat die Gepflogenheit, die Wände der Hausdielen zu bemalen, besonders die Fenster mit rankendem Cartouchenwerk zu umgeben, von etwa 1580 bis 1640 in ganz Deutschland eine allgemeine Verbreitung gehabt. In Bayern und Schwaben, im Elsafs war sie bis in die Bauernhäuser allgemein, ebenso in Franken und Hessen; aber auch hier in Hannover fand sich ganz Gleiches im alten Rathhause vor.

Abb. 14. Nördlingen. Reimlinger Thor.

Streifereien durch alte Städte.

Woher kommt mir diese Wissenschaft? Aufser verschiedenen Veranlassungen gab mir vor allem die Herstellung des hiesigen Leibnizhauses lebhaften Anstofs dieser Frage nahe zu treten. Da ergab sich, dafs das ganze Haus an Wänden und Balkendecken in seinen vielen Stockwerken geputzt war; ohne eine Spur von Holztäfelung oder Stuck. Da hiefs es suchen, wie das wohl gewesen sein mochte. Glücklicherweise fanden sich in den Studienmappen noch Skizzen einer alten Renaissancebemalung, die ich 1879, als das hiesige alte gothische Rathhaus wiederhergestellt wurde, nach Entfernung des oberen Anstriches gesehen: laufende Ornamente auf den Balken, grau in grau, lustige Einrahmungen der Fenster auf weifsem Grund in Cartouchenwerk und Zweigen mit Vögeln darin, eingerahmte Balkenfelder. Aehnliches hatte ich in Osterwieck am Harze vor dem grofsen Brande gefunden; auch in Lüneburg in vergessenen Ecken des alten Rathhauses. Es wurde weiter gesucht, und man sah dann überall, wo irgend ein altes Eckchen sich aus der Fluth der Zeiten gerettet hatte, ein Restchen, einen Anhaltspunkt mehr. So fand sich in Göttingen im alten Rathhause in einer seit alters abgetrennten Rumpelkammer am Ende der grofsen Halle ein entzückender Rest einer geradezu Holbeinschen Wanddecoration; sodann in Bremen in einer alten Essigbrauerei, die seit einem Jahrhundert verwahrlost schien, eine

*) s. Centralblatt der Bauverwaltung 1898, S. 480.

prachtvolle Deckenmalerei mit reich geschlungenen Ornamentfeldern und broncefarbigen Kaisermedaillons, in anderen Häusern Verwandtes. Streifzüge bis nach Westpreufsen ergaben verschiedenstes Material, und so ist heute wenigstens im Abbild eine Menge von Mustern in jenem alten Hause wieder festgelegt, deren Vorbilder in kurzer Zeit den zahllosen Vorgängern in die Vernichtung gefolgt sein werden.

Aber dabei empfand man schwer: kein Mensch noch hat sich um diese alten Reste gekümmert; ja man findet überall ein Verdienst darin, das alte schmutzige Zeug so bald als möglich verschwinden zu lassen, da es nur durch Vernachlässigung der Gebäude überhaupt noch da ist. Selbst aus Liebhaberei macht man keinen Unterschied, ob das etwa noch gothisch ist (Kattentidsche Giefserei in Hildesheim, Lübecker Rathhaus) oder frühe oder späte Renaissance, es ist ganz einerlei. Und in Museen, in Büchereien ist keine Spur davon aufzutreiben. Im Berliner Kunstgewerbe-Museum wurde mir durch die Güte der Direction eine einzige kleine ornamental bemalte Tafel nachgewiesen. In Büchern findet man rein nichts darüber, höchstens in irgend einem Ornamentsammelwerk eine Kleinigkeit. Und dabei verschwindet, was noch da ist, überall mit Windeseile. Wo bei einer Herstellung etwas aufgedeckt wird, pafst es den Herren Restauratoren gewöhnlich nicht, wenn es nicht wenigstens 500 Jahre alt ist. Die Pläne sind meist vorher festgestellt, die Arbeiten sind vergeben, besondere Mittel für so eine Herstellung, die auch eigene Kräfte fordert, nicht mehr da, vielmehr schliefst der Anschlag meist mit einem kleinen noch zu deckenden Fehlbetrag, und anstatt die Sachen dann wieder einfach überzustreichen, um die Ausführung des jetzt nicht Möglichen einer künftigen Zeit zu überlassen, hackt man Malerei und Putz bis auf die Mauern herunter, „weil der Putz doch so gar schadhaft ist“ (Gelnhausen, Rostock, Hannover usw.)! Man nimmt die Sachen auch gewöhnlich nicht einmal auf oder paust sie durch: denn das könnte später gegen einen zeugen. Und wenn man dann wirklich eine gemalte Innen- oder Aufsendecoration im alten Stile zu leisten hat, wo findet man die Vorbilder? Giebt es auch nur eine Veröffentlichung über spätgothische Decorationsmalereien, die man studiren könnte? Ueber Renaissance natürlich so gut wie gar nichts.*) Kurz, ein grofser Schatz ward bereits verthan, und gegen seine Reste geht man immer noch mit unerbittlicher Grausamkeit vor. Wann wird endlich ein Gebot ergehen, in Erz gegraben, lautend:

> Jedes alte herzustellende Gebäude ist vor Beginn der Herstellung überall auf das Vorhandensein alter Bemalung zu untersuchen, an Wänden, Decken wie an Holz- und Steinwerk. Es ist verboten, solche bei der Herstellung zu zerstören. Fehlen die Mittel, so sind die Malereien mit einer schützenden Farbenschicht wieder zu überziehen nachdem sie im Mafsstab 1 : 10 farbig copirt und mit schwarzen Umrissen auf durchsichtigem Papier — nicht Pauspapier — durchgezeichnet sind.

Geschieht das noch zeitig, so wird das deutsche Volk mit Staunen inne werden, dafs ihm auch heute noch eine gewaltige Fülle alter Wand- und Deckenmalerei geblieben ist, von Karolinger Zeit an (Steinbach) bis in unser Jahrhundert hinein. Und das so lückenhafte Kleid unserer alten decorativen Kunst ergänzt sich plötzlich zu einem glänzenden Prachtgewande.

Hannover, November 1898. Albrecht Haupt.

*) Einzelne „Schwalben“, wie das Werk über das Schmalkaldener Schlofs oder die Trausnitz, nehme ich natürlich aus, sie machen keinen Sommer mehr.

Der Dom in Walbeck.

Etwa anderthalb Stunden nördlich von Helmstedt, von dieser Stadt durch die Hügel des Lappwaldes getrennt, über welche sich die braunschweigisch-preufsische Grenze hinzieht, liegt der Flecken Walbeck. Hat man am Schlusse der Wanderung durch die prächtigen Forsten die letzte Höhe erreicht, so sieht man den Ort vor sich in dem anmuthigen, nach rechts und links sich weit hinstreckenden Thale der Aller liegen, das nach Nordosten von einer Kette baumarmer Hügel begrenzt wird. Auf der Höhe gerade über dem Flecken aber gewahrt man eine ziemlich unförmige, weder durch schönen Umrifs noch durch Gröfse erfreulich wirkende Masse: die Ruine des Domes von Walbeck, den einzigen Ueberrest eines einstmals blühenden und mächtigen Stiftes. Der erste Anblick, der den meisten Besuchern auf die geschilderte Art zu theil wird, bereitet eine Enttäuschung. Wer nicht vorweg von dem Zustande der Ruine unterrichtet ist, erwartet danach, dort oben einen Haufen wüster Trümmer vorzufinden. Diese Erwartung begleitet ihn auf dem Wege den Berg hinauf, bis sich plötzlich und überraschend der Blick auf die mächtige Nordseite des in fast unmittelbarer Nähe stehenden Bauwerkes aufthut (s. d. Abb. auf S. 17).

Der Dom von Walbeck ist eins der ältesten deutschen Baudenkmäler; er ist wahrscheinlich bald nach 1011 nach dem Muster der Reichenauer Stiftskirchen und in naher Verwandtschaft mit der Klosterkirche von Huyseburg*) als dreischiffige Pfeiler- (oder Säulen?-) Basilika erbaut worden. Der Grundrifs zeigte ursprünglich durchaus strenge Mafsverhältnisse, die aber bald durch Erweiterungen und Veränderungen in höchst merkwürdiger Weise entstellt wurden. Der Bau wurde zuerst nach Westen verlängert. Das Langhaus erhielt dadurch die zur Herstellung des in Niedersachsen üblichen Schemas die Länge von 21 m. Bei dieser Verlängerung wurde die Westapsis, welche die Kirche höchst wahrscheinlich schon von Anfang an besafs, vermuthlich mit hinausgerückt. Im Anfange des 13. Jahrhunderts rifs man sie nieder, um einen Thurmbau herzustellen, den man, weil er, vor das bestehende Langhaus gesetzt, keinen Platz gehabt hätte (das Gelände fällt dicht vor der Kirche steil ab), in den westlichen Theil der Kirche hineinrückte, wobei die dort befindlichen Bögen theilweis zerstört werden mufsten. Dieser von zwei Thürmen bekrönte Bau war in seinem Innern unten in drei Abschnitte getheilt, nämlich in eine breite Mittelhalle, die sich mit zwei schmalen Bögen gegen das Langhaus öffnete, und zwei schmälere Seitenhallen. Ueber der unteren Bogenstellung spannte sich ein gleich jener noch jetzt, und zwar in vorzüglichem Zustande erhaltener, grofser Bogen über die ganze Breite des Mittelschiffes hin. Unter ihm befand sich im Innern des Thurmbaues eine grofse Empore. Aber schon im Laufe des 13. Jahrhunderts wurden die Thürme wieder abgebrochen, die Bögen, mit Ausnahme des einen der beiden kleineren unten, vermauert, die verloren gegangene Empore durch Anbringung mehrerer solcher nördlich und südlich an der Ostseite des Gebäudes ersetzt. Verschiedene dieser Zuthaten, auch andere Veränderungen, darunter die der beiden Fenster im nördlichen Kreuzarme in ein einziges, rühren erst aus später gothischer Zeit her.

Nachdem in diesem Dome noch dem Könige Jérome gehuldigt worden ist, hat man ihn seitdem verwahrlosen lassen, in ziemlich neuer Zeit des Daches beraubt und als Steinbruch benutzt. Sein Zustand ist infolge dessen heute sehr wenig erfreulich. Fast vollständig erhalten sind nur die beiden Wände des Mittelschiffes sowie die des nördlichen Kreuzarmes, die dem südlichen Kreuzarme eingebaute Empore und die Sacristei. Von den Aufsenwänden der Seitenschiffe steht noch etwa die untere Hälfte, von der Thurmwand ein stattlicher Rest. Die Hauptapsis ist in einem Mauerreste deutlich erkennbar, der aber gegenwärtig in Schutt und Trümmern von aufsen und innen versteckt liegt, sodafs der östliche Abschlufs der Kirche einem Walle ähnlich sieht. Erhalten sind endlich noch vollständig die beiden grofsen Gurtbögen, welche die Vierung einerseits vom Langhause, anderseits vom Chore trennen. So steht das Bauwerk da, von Rissen durchzogen, die Längswände mit sichtbarer Ausweichung nach Norden, die Schlufssteine der Bögen gelockert und nach unten gesenkt, das Innere angefüllt mit Trümmern, in denen schon nicht mehr Unkräuter, sondern Sträucher wuchern, seitdem nach Beseitigung des Daches die Nässe ungehindert überall eindringen kann. Wenn auch, wie mir versichert wurde, Steine von der Ruine jetzt nicht mehr entführt werden dürfen, so wird doch durch Frost, Sturm und Pflanzenwuchs die Baufälligkeit in nicht mehr langer Zeit derart zunehmen, dafs bald nur noch die untersten Theile auch der gegenwärtig noch erhaltenen Mauern stehen werden. Und dann wird unsere Provinz um eins ihrer wichtigsten Bauwerke ärmer sein, um eine Ruine, die auch in ihrem jetzigen traurigen Zustande noch einer der stolzesten Reste unserer künstlerischen und geschichtlichen Vergangenheit ist.

Sehr erfreulich ist es, dafs die Provincialcommission zur Erforschung und zum Schutze der Denkmäler der Provinz Sachsen dieser wichtigen Sache ihr Interesse neuerdings zuwendet. Auf Veranlassung ihres geschäftsführenden Ausschusses ist eine Besichtigung der Ruine durch Sachverständige vorgenommen und eine, allerdings nur überschlägige Kostenberechnung aufgestellt worden. Diese hat ergeben, dafs die Sicherung des gegenwärtigen Zustandes — an etwas mehr zu denken, verbietet sich — mit einem Aufwande von etwa 4000 Mark zu erreichen wäre.

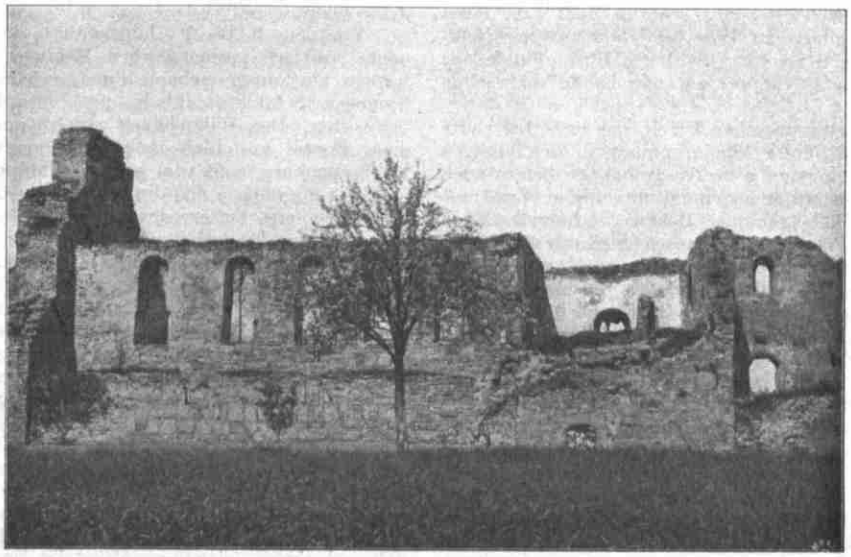
Magdeburg. O. Doering.

*) Vgl. Beschreibende Darstellung der Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen. Heft 20: Kreis Gardelegen, S. 161 ff. Auch Brinkmann im „Centralblatt der Bauverwaltung“ 1897, S. 185 usw.

Die Denkmäler der vorgeschichtlichen Zeit in Ostpreufsen.

Bei dem Worte „Denkmalpflege", der diese Blätter gewidmet sind, hat man zunächst vielleicht das Gefühl, als ob es sich nur um die Pflege noch bestehender Alterthümer, noch vorhandener, geschichtlich werthvoller und beglaubigter Denkmäler handele. Es ist auch richtig: das Geschichtliche kommt dabei mehr in Betracht als das Vor- und Frühgeschichtliche; aber die Pflege der vorgeschichtlichen Zeit hat einen „Conservator" nicht minder lebhaft zu beschäftigen wie die Denkmäler aus der jüngsten Vergangenheit, und so wird es am Platze sein, jene auch an dieser Stelle in den Kreis der Betrachtungen zu ziehen.

Die Kenntnifs der vorgeschichtlichen Dinge in Ostpreufsen wird vermittelt durch vier vortrefflich geordnete Museen für vorgeschichtliche Zeit, zwei in Königsberg, eins in Insterburg und eins von geringerer Bedeutung in Frauenburg, dem Bischofssitz. Das erste ist das Ostpreufsische Provincial-Museum; es enthält in seiner „archäologisch-anthropologischen" Abtheilung etwa 20 000 Nummern; darunter namentlich ein reiches Material zur Geschichte der Gewandnadel und vorchristlicher Schmuckgegenstände. Dann die umfangreichen Skizzenbücher, Photographieen und Glasscherbensammlungen seines 1891 verstorbenen Directors Dr. Tischler. Leider ist über diese Abtheilung noch kein Katalog vorhanden, wohl aber eine Bezeichnung durch Farben für die verschiedenen Zeiten und genaue Angabe der Fundorte, sodafs man sich schon in ihm zurechtfinden und an Ort und Stelle sein Wissen bereichern kann. Das zweite Museum ist das der Alterthumsgesellschaft Prussia im Königsberger Schlosse. Es füllt dort acht Räume und besitzt einen sehr guten, mit Abbildungen versehenen Katalog, sodafs man es mit grofsem Genufs immer wieder durchwandern und auch zu nachträglichen häuslichen Studien verwerthen kann. Seine Sammlungen werden bereits auf eine Million Mark geschätzt. Zu dem dritten Museum, dem der Alterthumsgesellschaft Insterburg, ist gleichfalls ein Katalog vorhanden.



Der Dom in Walbeck. Nordseite.

Dr. Tischler hat nun kurz vor seinem Tode zu dem Jubiläum der physicalisch-ökonomischen Gesellschaft einen Aufsatz veröffentlicht, in dem er in mustergültiger Weise das in der Provinz bisher ausgegrabene Material behandelt. Ferner hat der Leiter der Alterthumsgesellschaft Prussia, Geh. Rath Prof. Dr. A. Bezzenberger, im Winter 1894/95 volksthümliche Vorträge über die Vorgeschichte Ostpreufsens gehalten, um das allseitige Interesse für den Gegenstand anzuregen und zu vertiefen. Nach dem vorliegenden Materiale kann man sich ein ungefähres Bild machen, wie es in Ostpreufsen etwa zur Zeit des Brandes von Troja aussah.

Versuchen wir ein solches Bild zu gewinnen; es lohnt sich, auch diese Provinz den Ländern und Landestheilen anzureihen, deren vorgeschichtliche Funde der Denkmalkunde und damit also auch der Denkmalpflege schon längere Zeit gewonnen sind.

„Die Frage nach dem ersten Auftreten des Menschen" — so sagte Prof. Dr. Lepsius 1896 — „ist eines der interessantesten Probleme, die den menschlichen Scharfsinn beschäftigt haben. Wir Geologen können diese Frage in geologischem Sinne mit ziemlicher Sicherheit beantworten für denjenigen Theil unserer Erde, welcher am besten nach allen Richtungen hin geologisch untersucht ist, für Europa. Der Mensch wanderte in Europa ein am Ende der Diluvialzeit; als Diluvialzeit bezeichnen wir geologisch die vor der historischen Zeit zunächst liegende Periode der Erdgeschichte; in der nächstfrüheren geologischen Epoche, der Tertiärzeit, war der Mensch in Europa noch nicht vorhanden: Hunderte von fossilen Thierresten wurden aus den Tertiärschichten von Europa gesammelt und liegen nun in unseren Museen wohlgeordnet beisammen; kein einziger menschlicher Rest, weder Knochen oder Zähne noch Kunsterzeugnisse des Menschen wurden mit diesen tertiären Fossilien aus der Erde gefördert. Europa befand sich zu der Zeit, als die ersten Menschen in diesen Continent einwanderten, am Ende eines eigenthümlichen geologischen Zustandes: Auf das subtropische Klima der tertiären Epoche war zur Diluvialzeit eine Kälteperiode gefolgt, die eine mehr oder weniger starke Vereisung von Europa bewirkte. Es sind jetzt in den Alpen und in ihrem Vorlande drei hinter einander folgende Vergletscherungen von verschiedener Stärke nachgewiesen; diese drei Eiszeiten waren durch zwei Perioden, in denen sich die Gletscher auf die Höhe der Alpen zurückzogen, also durch zwei interglaciale Perioden von einander getrennt. Der älteste Mensch erscheint in Europa erst nach der mittleren Eiszeit, in der Zwischenperiode zur letzten, jüngsten Eiszeit. Diese ersten diluvialen Menschen lebten zusammen mit dem Mammuth, dem Rhinoceros, dem Höhlenlöwen, der Höhlenhyäne, dem Urochs. Die letzte Eiszeit war etwas weniger kalt als die Haupteiszeit: das mittlere Europa blieb frei vom Eise. Der Mensch der Interglacialzeit von Taubach bei Weimar lebte noch mit dem Elephanten zusammen; der Mensch kurz nach der letzten Eiszeit von Schussenriedl bei Biberach und von Schweizerbild bei Schaffhausen besafs bereits Rennthierheerden." (R. Lepsius, „Cultur und Eiszeit", 1896.)

Die ältesten Spuren des Menschen reichen in Ostpreufsen bis in die jüngere Steinzeit zurück, d. h. bis ins zweite Jahrtausend v. Chr. Wir kennen aus dieser Zeit hauptsächlich Wohnplätze mit Scherben, Steingeräthen und Abfällen, Knochen- und Hornsachen, Ueberresten der Mahlzeiten. Eine ganz besonders wichtige Rolle spielt die Kurische Nehrung, die von über hundert aufgefundenen Plätzen sehr viel der oben genannten Gegenstände geliefert hat und dadurch für die Kenntnifs der neolithischen Zeit von ganz Ost-Europa von hervorragender Wichtigkeit geworden ist. Aeufserst charakteristisch sind die Thongefäfse der Steinzeit. Hier hat man es aber nur mit Wohnplätzen zu thun, wo hauptsächlich zerbrochene Gefäfse fortgeworfen wurden, und so ist es nur mit grofser Mühe gelungen, eine kleine Anzahl vollständig oder fast vollständig zusammenzubringen. Wer den Vorzug hat, in die geheimnifsvollen Werkstätten unserer Gelehrten vorzudringen, der wird sie oft mit vorgebundener Küchenschürze über zerbrochene Scherben grübeln finden, bis endlich der richtige Zusammenhang geglückt ist und die Scherben durch Anwendung von Leim oder Gips Form gewinnen.

Die für die Steinzeit unbedingt kennzeichnende Verzierung ist das echte Schnurornament, der Abdruck von Schnüren in dem Thon vor dem Brennen, aufserdem noch eine Reihe anderer Ornamente, wie das Zickzack-, Kreis-, C- oder V-Ornament, niemals die Wellenlinie oder Spirale. Das Schnurornament hat geradezu chronologischen Werth, und besonders für die Steinzeit haben verzierte Scherben eine Wichtigkeit wie allenfalls noch für das jüngste heidnische Zeitalter. Höchst merkwürdig sind bearbeitete Bernsteinstücke der Steinzeit, welche sich in gröfseren Mengen auf dem Boden des Kurischen Haffs bei Schwarzorth zusammengeschwemmt vorfanden und bei Baggerungen der Firma Stantien u. Becker gehoben wurden (Klebs, der Bernsteinschmuck der Steinzeit; 1882). Solche Wohnplätze und Feuersteinwerkstätten sind auch an anderen Orten innerhalb der Provinz gefunden. Gräber der Steinzeit sind dagegen verhältnifsmäfsig selten, und zwar sind es sämtlich Skelettgräber. Im Jahre 1873 fand Prof. Dr. J. Heydeck in der Nähe des Seebadeortes Cranz zwei liegende Hocker unter einander. Sie hatten Feuersteinschaber, Feuersteinmesser und einen Steinhammer bei sich. Schon diese Feuersteine sind in Ostpreufsen durch Handel von aufsen her gebrachte Ware, denn die Provinz hat sehr wenige und geringe aufzuweisen. Feuersteine kamen hierher vielleicht aus Rügen, Dänemark oder von der Insel Bornholm.

Neuere Forscher wollen von der auf die Steinzeit folgenden Broncezeit nichts wissen: sie behaupten, dafs Eisen ebenso leicht schmiedbar sei, wie die aus zwei Bestandtheilen bestehende Bronce schwer herzustellen. Sie nehmen daher als auf die Steinzeit folgend nur eine „Metallzeit“ an. Neuerdings ist man geneigt, zwischen die Stein- und Broncezeit eine „Kupferzeit“ einzuschieben. In der That finden sich auch in Ostpreufsen Geräthe, die aus reinem Kupfer gearbeitet sind, so ein Messer in Bladiau, ein Meifsel aus Tilsit. Die älteren Forscher liefsen auf die Steinzeit die „Periode der Bronce“ folgen, welche skandinavische Gelehrte wieder in eine ältere und jüngere zerlegen. Die ältesten uns erhaltenen Broncen sind durch Gufs hergestellte Geräthe und Waffen eines bereits sehr entwickelten eigenthümlichen Stils, meistens durch lineare und stilisirte figürliche Ornamente gekennzeichnet. Hieran reihen sich Funde, in denen neben getriebener Bronceware auch häufig Eisengeräthe und Waffen vorkommen. Nach dem bedeutendsten Fundorte, Hallstatt in Salzkammergut (1846), bezeichnet man diese Klasse gewöhnlich als „Hallstatter Typus“, den man als einen älteren und einen jüngeren unterscheidet und von 800 bis 400 v. Chr. rechnet. An die Hallstätter Periode schliefst sich die sog. „La Tène-Zeit“, die ihren Namen nach ihrem Hauptfundorte La Tène bei Marin auf dem Neufchateller See herleitet, von 400 v. Chr. bis 100 n. Chr. Funde aus der Hallstattperiode kommen in Ostpreufsen sehr häufig vor, selten die aus der La Tène-Zeit.

Die Glanzperiode der ostpreufsischen Urzeit, das erste bis vierte Jahrhundert n. Chr. bis ins fünfte hinein, nimmt in den hiesigen Museen den gröfsten Platz ein, und diese Ausgrabungen liefern auch stets die allerreichste Ausbeute, man findet aus dieser Zeit ausgedehnte Flachgräber, oft über mehrere Hektare sich erstreckend, in einzelnen Theilen der Provinz mit grofsen Steinpflastern über jedem Grabe, und die Leichen theils unverbrannt, besonders im Anfange der Periode (doch verschieden in den einzelnen Theilen der Provinz), theils verbrannt, und zwar die Knochen dann entweder in einer Aschenurne beigesetzt, oder in freier Erde.

Es lassen sich in der Provinz verschiedene Regionen, mindestens vier, unterscheiden, jede in sich von einheitlichem Gepräge, die von einander sowohl durch die Grabgebräuche als durch die Beigaben, besonders die Thongefäfse scharf und deutlich getrennt sind. Infolge genauer topographischer Aufnahmen läfst sich bei diesen Gräberfeldern eine durchgängige Aenderung der Begräbnifsgebräuche und des Inventars von einem Ende bis zum anderen nachweisen und eine chronologische Gliederung vom 1. bis 5. Jahrhundert feststellen. Diese Abschnitte kann man als frühe (ungef. 1. und 2. Jahrh. n. Chr.), mittlere (ungef. 3. bis ins 4. hinein) und späte (4. bis ins 5. hinein) römische Kaiserzeit bezeichnen. Die mittlere Kaiserzeit hat in ihren Gräbern eine aufserordentlich grofse Menge römischer Broncemünzen geliefert (bis 275 n. Chr. reichend), während Silbermünzen in Gräbern selten vorkommen, oft aber in grofser Menge beisammen als Schatz(Depôt-)funde. Diese Münzen stehen zu dem unter Nero urkundlich bezeugten Bernsteinhandel wohl in gar keiner Beziehung und sind erst im 3. Jahrhundert nach Ostpreufsen gelangt, zu einer Zeit also, als die Nordvölker schon in den Donaugegenden und dem Schwarzen Meer dicht neben den Römern safsen. Die Münzen haben wohl nur als Schmuckgegenstände gedient: viele haben sich in sorgfältig geschnitzten Kapseln gefunden.

Diese vier Regionen sind nun annähernd folgende: 1. Nord-Litauen bis ungefähr zur Memel südlich: 2. Samland, Nord-Natangen, im ganzen ein Bezirk, der annähernd durch die Deime, den unteren Lauf der Alle bis Bartenstein, westlich vielleicht durch die Passarge begrenzt wird; 3. das Gebiet, welches sich von der Passarge aus westlich nach der Weichsel zu und nach Süden erstreckt; 4. der östliche und südliche Theil Ostpreufsens.

Hiervon ist das erstere Gebiet, Nord-Litauen, ganz besonders reich an Funden, die man nach den russischen Ostseeprovinzen, besonders nach dem Gouvernement Kowno hin weiter verfolgen kann. Hier scheint die ganze Zeit über bis ins 5. Jahrhundert die Leichenbestattung geherrscht zu haben. Diese Leichen trugen äufserst reichen Schmuck, schöne Kettengehänge von Schulter zu Schulter mit elegant durchbrochenen End- und Mittelstücken und oft prächtigen Schulternadeln, Scheiben- und andern Fibeln, reiche Armbänder (auch Spiralbänder), die im übrigen Ostpreufsen in den späteren Abschnitten seltener sind, sehr viel Halsringe und in der mittleren Kaiserzeit so viele römische Münzen, wie selbst in dem reichen Samlande auf einem Felde nicht vorkommen. Es treten hier eine grofse Menge neuer Formen auf, wie sie sich südlich der Memel kaum mehr finden: daneben aber andere, die in einem grofsen Theile Osteuropas vorkommen, sodafs der Parallelismus mit den Feldern der anderen Gebiete für alle Zeitabschnitte vollkommen gesichert ist. Interessant ist das häufige Vorkommen von emaillirten Stücken der mittleren Kaiserzeit. Dasjenige Gräberfeld, welches eine ganz aufserordentliche Ausbeute geliefert und dieses Gebiet erst aufgeklärt hat, ist das von Oberhof bei Memel, welches Dr. Tischler von 1886 bis 1888 untersuchte.

Vom Ausgange dieses Zeitabschnittes, dem 5. Jahrhundert n. Chr., finden wir noch Spuren in der ganzen Provinz. Sie wird gewöhnlich als Merowinger-Zeit bezeichnet. Dann aber breitet sich eine tiefe Dunkelheit über ganz Ostpreufsen wie überhaupt über Norddeutschland.

Aus dem 9. bis 10. Jahrhundert, der sogen. Wikinger-Zeit oder „arabisch-normannischen Wikinger-Periode“ haben sich nur wenige, aber ausgezeichnete Funde erhalten: silberne Hängezierathe, broncene Schildkrötenfibeln und für diese Zeiten bezeichnende Schwerter. Der Wikingerzeit gehört auch wahrscheinlich der Rest eines Bootes aus Eichenholz in Klinkerbau an, welches sich 1895 bei Frauenburg, weit vom jetzigen Haffufer, im Boden fand.

Erst die jüngste Zeit des Heidenthums, das 2. Jahrtausend n. Chr., hat wieder eine aufserordentlich reiche Ausbeute geliefert, die durch Münzen vom Deutschen Orden auf das 13. Jahrhundert verwiesen wird. Die Scherben haben zu dieser Zeit eine sehr grofse Bedeutung, wie zur Steinzeit. Sie stammen meist von gedrehten Töpfen und sind in Form und Ornament scharf charakterisirt in ähnlicher Weise durch das ganze heidnische Europa, sodafs wir bei den Liven, Letto-Litauern und Slaven gleiche Thongefäfse haben. Das wichtigste Ornament ist die allerdings in etwas anderer Form zur Römerzeit auftretende, mit einem mehrzinkigen Werkzeug gezogene Wellenlinie. Zu diesen Funden gehören die ausgedehnten Aschenplätze, die über die Provinz zerstreut reiche Funde namentlich an Waffen geliefert haben. Steigbügel sind in aufserordentlich mannigfaltigen Mustern und oft mit reicher Verzierung in beiden Königsberger Sammlungen wohl in gröfserer Anzahl vorhanden als in allen vorgeschichtlichen Museen Europas zusammen. Von Schmucksachen seien besonders die für diese Zeit bezeichnenden Hufeisenfibeln erwähnt.

Sowohl in der Stein- als in der Broncezeit bis in die La Tène-Zeit kommen in Ostpreufsen Pfahlbauten vor. Professor Dr. Heydeck hat es sich zur Aufgabe gestellt, alle zu seiner Kenntnifs kommenden derartigen Bauten auszugraben, zufolge dessen wir die Kenntnifs aller Pfahlbauten der Provinz ihm verdanken. Die Befestigungen der Vorzeit sind die Burgberge oder Rundwälle, wie aus den auf ihnen gemachten Funden von Metall und Scherben hervorgeht. Sie sind im Jahre 1896 von E. Hollack kartirt worden und ihrer sind über 150. Von den Bewohnern Preufsens, die uns diese Gegenstände hinterliefsen, haben wir bis zum Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. nur sehr unvollkommene Vorstellungen. Der Sage nach waren es germanische Völker, die aus Skandinavien ausgewanderten Gothen. Vom 4. Jahrhundert an treffen wir die Pruzzen (Preufsen) hier, eine indogermanische Völkerschaft, verwandt den nordöstlich anwohnenden Litauern.

Sache der Denkmalpflege ist es, nach Kräften hier klärend mit thätig zu sein: jede neue Aufdeckung vorgeschichtlicher Funde bringt eine Bereicherung der Denkmalkunde, zum mindesten eine Bestätigung oder Widerlegung vorhandener Anschauungen mit sich, zugleich aber auch ein Kennenlernen der Volksstämme, die einst an unserer Stelle hier heimisch waren, ihrer Lebensweise, ihres Könnens.

Königsberg i. P., November 1898. Adolf Böttticher.

Vermischtes.

Aus Hildesheim. In wenigen Städten ist man sich des Schatzes, den man an seinen alten Bauwerken besitzt, so bewufst wie in dem an Holzhäusern noch so aufserordentlich reichen Hildesheim; und es ist in hohem Grade anerkennenswerth, wieviel zu dieses Schatzes Erhaltung, die zu gutem Theile dem dortigen, unter Leitung des Oberbürgermeisters Struckmann stehenden „Pinselvereine“ zu danken ist, fortdauernd geschieht. Da jedoch natürlich nicht alles erhalten werden kann, und manche Strafse nach und nach ihr alterthümliches Gepräge verliert, so hat der genannte Verein die Aufnahme der werthvollsten Baulichkeiten und ihre Wiedergabe in Aquarellen veranlafst. Diese, schon weit über 100 an der Zahl, sind in dem „Andreas-Museum“, einem Vorraume der Andreaskirche, ausgestellt, wo auch ein grofser Theil der aus niedergelegten alten Fachwerkhäusern stammenden Schnitzereien und sonstigen werthvollen Architekturstücke gesammelt ist. Besonders erfreulich aber ist, dafs der Magistrat alles aufbietet, um werthvolle alte Häuser in ihrem Zustande zu erhalten, und, wenn es nicht anders geht, diese ankauft. So ist im Jahre 1852 das bekannte Knochenhauer-Amthaus erworben und zu Verwaltungszwecken verwerthet worden. Weitere drei Häuser hat die Stadt allein im Jahre 1898 angekauft und dadurch ihre Erhaltung gesichert. Es sind

dies das sog. Pfeilerhaus am Andreaskirchplatz, mit künstlerisch auf hoher Stufe stehenden Schnitzereien, das sog. Tempelhaus am Markte, neben dem Rathhaus, ein in Bruchsteinen aufgeführtes Haus mit rechteckigem Strafsengiebel und zwei runden Eckthürmchen, im Jahre 1457 an Stelle des Judentempels erbaut, und das sog. Wedekindsche Haus, neben dem Tempelhaus, ein Fachwerkbau mit drei Strafsengiebeln, alle Flächen mit Schnitzwerk bedeckt, ohne Ausmauerung. Durch den Ankauf der beiden letztgenannten Häuser ist die Erhaltung der jetzigen Erscheinung des Marktplatzes für die kommende Zeit sichergestellt; denn die ihn in enger Nachbarschaft umgebenden Gebäude befinden sich nunmehr in Händen der städtischen Verwaltung. Allerdings sind die aufgewandten Mittel nicht gering, die Kaufsumme für die drei genannten Gebäude beträgt annähernd 250 000 Mark. Und wenn auch durch die beabsichtigte Verwerthung zu städtischen Zwecken und durch Vermiethung eine mäfsige Verzinsung erreicht wird, so hat doch die Stadt durch die Erwerbung gleichwohl ein nicht unbedeutendes Opfer gebracht. Das Vorgehen des Magistrats und besonders des Oberbürgermeisters aber verdient allseitige Anerkennung und Nachahmung an anderen Orten. H—g.

Im Dome zu Trier wurde im vergangenen Sommer die verschüttete Krypta unter dem östlichen Vorchore wieder aufgedeckt. Sie hatte eine dreischiffige Anlage. Zwei Reihen von je acht quadratischen Pfeilern trugen die Gewölbe, von denen das des Mittelschiffes als ein elliptisches Tonnengewölbe und die der Seitenschiffe als rundbogige Kreuzgewölbe ausgeführt waren: das breite westliche Joch war durch alle drei Schiffe mit einem rundbogigen Tonnengewölbe überdeckt. An den Umfassungsmauern fanden sich die Pfeilervorlagen mit ihren Laubcapitellen noch gut erhalten. Die Krypta wurde von der benachbarten unter dem Ostchore durch die Umfassungsmauer des spätrömischen Domes getrennt, auch wurden unter ihrem Fufsboden verschiedene römische Baureste ermittelt. Die Entstehung der Krypta ist um die Mitte des 11. Jahrhunderts anzunehmen, wohl bald nach der Ausführung der Pfeiler des Bischofs Poppo. Die flache Wölbung des 5,6 m breiten Mittelschiffes scheint frühzeitig Schaden gelitten und den Anlafs gegeben zu haben, dafs man die Krypta verschüttete; um die Mitte des 13. Jahrhunderts wurden vor dem nördlichen und dem südlichen Eingange zwei Bischofsgräber angelegt. Die vom Dombaumeister Schmitz ausgeführten Untersuchungen haben zu so sicheren Ergebnissen geführt, dafs die Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes eingeleitet worden ist: allerdings wird der Fufsboden des Vorchores auf eiserne Träger gelegt werden. —e.

Die Frauenkirche in Eßlingen, das Kleinod schwäbischer Spätgothik, erleidet zur Zeit durch die Freilegesucht schwere Einbufse. Um den Anblick des ehrwürdigen Bauwerkes zu „verschönern", ist eine Reihe der es umgebenden Häuser, darunter die einstige Wohnstätte der Böblinger (?) niedergerissen worden, und an ihrer Stelle entsteht eine Freitreppenanlage höchst zweifelhaften Werthes. Die Niederlegung einer Zahl weiterer Häuser steht angeblich in Aussicht, ja man scheint es wagen zu wollen, Hand an das Bauwerk selbst zu legen, indem man sein Südseitenschiff, besonders die Strebepfeiler desselben zu bereichern gedenkt, — natürlich; denn man empfindet nun selbst, dafs das für seine ursprüngliche Umgebung klug berechnete Bauwerk mit seinem verhältnifsmäfsig schlichten, den Schmuck feinster Durchbildung an wenigen Stellen sammelnden Seitenschiffe in das neue Bild nicht mehr hineinpafst. — Wer sich näher über die Vorgänge unterrichten will, den verweisen wir auf eine Reihe von Auslassungen, die in letzter Zeit im Stuttgarter „Neuen Tageblatte" erschienen sind, und deren letzte, aus der Feder des bekannten württembergischen Malers Robert Haug herrührend, ganz besonders Beherzigung verdient. Hier kam es uns nur darauf an, die bedauerliche Thatsache der Freilegung weiteren Kreisen bekannt zu geben und die Stimme dagegen zu erheben, dafs das bisherige, leider nicht wieder gut zu machende Unheil durch die geplanten weiteren Mafsnahmen, namentlich durch Handanlegung an die Frauenkirche selbst noch verschlimmert werde.

Die Behandlung der Burgen in den Kunst- und Alterthums-Inventarien unterzieht Otto Piper einer herben Kritik in der Beilage zu Nr. 9 d. J. der Münchener „Allgemeinen Zeitung". Er giebt eine Blumenlese von Irrthümern und unhaltbaren Behauptungen, die sich in einer Reihe dieser Denkmalverzeichnisse vorfinden: Ein gewöhnlicher Kamin (jetzt ohne Mantel) ist für eine ganz eigenartige Einrichtung gehalten worden, „mittels deren dem vom untersten Geschofs in das zweite emporsteigenden Feinde aus Hohlräumen in der Wand des dritten Steine auf den Kopf fallen sollen". Bedürfnifsanstalten werden vielfach irrthümlich für „Pechnasen" („Gufserker, Moucharabie") genommen; Platten, die zum Schutze darunter befindlicher Wandmalereien einem Kirchthurme eingefügt sind, hat man für Machicoulis erklärt. Gewagte, durch haltlose Beweismittel gestützte Behauptungen nehmen für gewisse Burgen ein sehr hohes Alter in Anspruch und verrathen dabei insbesondere eine mangelhafte Kenntnifs der Geschichte der Mauertechnik.*) Die Ruine einer in der Hauptsache nachmittelalterlichen Festung ist für einen „Ostgothenbau" angesehen worden. Die gothischen Ziffern einer (gut erhaltenen) Jahreszahl werden „infolge eingehender kritischer Prüfung" für Buchstaben ausgegeben u. dgl. m. Auch fehlt es in einem Verzeichnisse, dessen Aufgabe die „beschreibende Darstellung der vorhandenen Denkmäler" ist, nicht an übertrieben breiten, durch zahlreiche wenig glückliche Wiederherstellungsversuche ergänzten Untersuchungen über Burgreste, während wieder in einem anderen Inventare die Burgen die ihnen zukommende Behandlung überhaupt so gut wie gar nicht erfahren.

Die Piperschen Auslassungen enthalten viel Wahres und sollten beherzigt werden. Schade, dafs sie in so scharfem Tone vorgetragen sind: in anderer Klangfarbe würden sie viel wirksamer sein. Vor allem aber sind sie insofern nicht frei von einer mifsverständlichen Auffassung, als sie das amtliche Gewicht der Inventarien überschätzen. Die Denkmälerverzeichnisse sind gar nicht amtliche Erzeugnisse in dem von Piper vorgebrachten Sinne. Wir glauben auch, dafs ein jeder, der diese Verzeichnisse, wie sie jetzt entstehen, liest und benutzt, sehr wohl weifs, dafs für die darin enthaltenen Angaben allein die Personen verantwortlich sind, welche man mit ihrer Abfassung betraut hat. Es dürfte nie vorgekommen sein, dafs diese Männer bei der Bearbeitung ihrer in verhältnifsmäfsig kurzer Zeit mit vielen privaten Opfern und mit Begeisterung für die Sache zustande kommenden Werke irgendwie von amtlicher oder gar vorgesetzter Seite kritisch beeinflufst worden wären.

Die Wiederherstellung der katholischen Pfarrkirche St. Georg in Münsterberg i. Schl., staatlichen Patronates, konnte nach jahrelangen Verhandlungen im April v. J. in Angriff genommen werden. Von hervorragender Bedeutung ist das Langhaus der Kirche, ein zweischiffiger Backsteinbau gothischer Frühzeit mit Anklängen an den Uebergangsstil, vermuthlich aus dem Schlusse des 13. Jahrhunderts (vgl. Lutsch, Verz. der Kunstdenkmäler Schlesiens, Bd. II, Lief. I, S. 93 u. f.). Der bauliche Zustand war ein äufserst ungünstiger. Die mangelhafte Gründung der in sonst ausgezeichneter Technik ausgeführten Aufsenmauern hatte ein Ausweichen der letzteren bis zu 50 cm verursacht und den Einsturz der Gewölbe (bis auf die beiden östlichen), der etwa (?) vorhanden gewesenen beiden Westgiebel und des aus zwei neben einander liegenden Satteldächern bestehenden Dachwerks herbeigeführt. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts wurden die Aufsenmauern durch ungefüge, die alten Strebepfeiler umkleidende Mauerklötze gesichert, die eingestürzten Kreuzgewölbe durch neue römische ersetzt, die beiden grofsen Rosen der Westfront des Mafswerkes beraubt und zugemauert, der Rundbogenfries nebst Hauptgesims abgeschlagen und der Bau mit einheitlichem Satteldach mit Barockgiebel bedeckt. Jetzt ist es gelungen, das Mafswerk der 4,10 m i. l. messenden Westrosen aus Bruchstücken, die sich in dem Strebemauerwerk vorfanden, genau zu ermitteln, den Kreuzbogenfries reinster Ziegeltechnik — ein für Schlesien seltenes Beispiel — mit Karniesbekrönung in den Dachräumen der späteren Anbauten aufzufinden und alle mit wesentlichen Baugliedern versehenen ausgewichenen Mauertheile durch Ins-Loth-Rücken und Neuunterfangen der Erhaltung zu sichern. Zweifelhaft bleiben nur die beiden Westgiebel, für deren Ausgestaltung ein Anhalt nicht zu gewinnen ist.

Dem Langhause schliefst sich nach Osten, durch eine bisher nur wenig durchbrochene Trennungswand geschieden, ein Chorbau aus dem Schlusse des 15. Jahrhunderts an. Die freiere Raumverbindung beider Bautheile bildet einen wesentlichen Theil der bis jetzt ausgeführten Arbeiten. Der Chor, ein dreischiffiger basilicaler Backsteinbau von grofser Höhenentwicklung mit Schiffspfeilern von länglich-achteckiger Grundrifsform, ist hinsichtlich seiner Standfestigkeit in gutem Zustande; dagegen bedürfen die zierlichen Steinmafswerke seiner Fenster, von denen einige schon einer verständnifslosen Erneuerung zum Opfer gefallen sind, dringend der Herstellung. Im Innern des Chores sind ein werthvolles Frescogemälde „Christus als Weltrichter" aus der Zeit der Erbauung und mehrere spätgothische Wandmalereien freigelegt worden. Ein näheres Eingehen auf die Kirche und ihre Wiederherstellung in baugeschichtlicher und technischer Hinsicht behalten wir uns für einen späteren Zeitpunkt vor. —l.

Zu der Mittheilung über das Lesepult im Dom zu Naumburg a. d. S. auf S. 12 d. Bl. erhalten wir von dem Domcapitel die nachfolgende Zuschrift: „Das Lesepult im Dom zu Naumburg a. d. S. ist im Interesse der Denkmalpflege absichtlich an seinen jetzigen Platz gestellt worden, um es vor jeder Beschädigung zu sichern. In unserer sogenannten „kunstverständigen Neuzeit" wird dieses

*) Auf diesem Gebiete bestehen überhaupt sehr viel Irrthümer, und es ist ein Verdienst Pipers, für ihre Aufklärung unausgesetzt zu wirken. Vgl. u. a. Centralbl. d. Bauverw. 1899, S. 16 u. f.

diesseits wie überall als vorzügliches Kunstwerk des Mittelalters erkannte Lesepult aufs sorgfältigste behütet, damit solche Beschädigungen, wie sie im 17. Jahrhundert durch Bekritzeln, durch Berührung und sonstigen Unfug erfolgt sind, unbedingt verhindert werden. Das Lesepult steht im nördlichen Kreuzarm an einer Stelle, welche auch während der Gottesdienste beobachtet wird. Im Westchor würde das Lesepult während der Hauptgottesdienste und zu anderen Zeiten nicht ungefährdet sein. Die fehlenden Finger sind in der Vorzeit abgeschlagen worden, wo der Verwaltung leider das erforderliche Kunstverständnifs oder Sorgfalt gefehlt haben mag. Alle Zeitungen, welche den Artikel in Nr. 1 der ‚Denkmalpflege' nachgedruckt haben, werden ersucht, auch diese Berichtigung zu bringen."

Naumburg a. d. S., den 7. Januar 1899. Das Domcapitel.

Aus Italien. Der italienischen Kammer ist vom Unterrichtsminister der Entwurf zu einem Denkmalschutz-Gesetze vorgelegt worden, dessen Wortlaut sich in der Zeitschrift „L'Arte", Jahrgang 1898, S. 203 mitgetheilt findet. Dieser neue Entwurf lehnt sich im grofsen und ganzen an die in den Jahren 1887 und 1888 in der Kammer und dem Senate festgestellten Entwürfe an;*) in der Anordnung, doch nicht in der knappen Fassung hat man das französische Gesetz vom 30. März 1887 zum Muster genommen. Der staatliche Schutz soll den in besonderen Katalogen zu verzeichnenden unbeweglichen und beweglichen Denkmälern gewährt, die Vornahme von Ausgrabungen an die staatliche Erlaubnifs geknüpft werden. Neu aufgenommen ist die bisher in Toscana geltende Bestimmung, dafs die an öffentlichen Strafsen angebrachten Inschriften und Wappen nicht verändert oder vernichtet werden dürfen. Zu bemängeln bleibt, dafs zwar für den Ankauf gefährdeter Kunstwerke laufende Mittel bereitgestellt und Strafbestimmungen für unerlaubte Veräufserung von Kunstwerken sowie für unerlaubte Vornahme von Ausgrabungen vorgesehen werden sollen, dafs dagegen entsprechende Bestimmungen hinsichtlich der Gefährdung von Baudenkmälern fehlen. Die Kammer hat zu dem Entwurfe noch nicht Stellung genommen. Nach dem Schicksale, welches den früheren Entwürfen zu theil wurde, scheint aber auch jetzt für das Zustandekommen eines Gesetzes wenig Aussicht zu sein.

Am Dogenpalast in Venedig bedarf die Rückfront einer Instandsetzung, wie sie die beiden Hauptfronten bereits erfahren haben. Einige neuerdings aufgetretene Schäden gaben Veranlassung, dafs Architekt Boito zu einer Begutachtung aufgefordert wurde. Die aus diesem Anlafs in die Tagespresse übergegangenen Mittheilungen haben jedoch unnöthige Besorgnifs erregt.

In Brescia ist eine Wiederherstellung des Stadthauses angeregt worden. Dieses, ein ausgezeichneter Bau der Frührenaissance, hatte im Obergeschosse unter der Mitwirkung von Palladio und Tizian einen grofsen Saal erhalten, der 1575 durch Brand zerstört worden war. Erst 1769 wurde der Saal nach einem Entwurfe von Vanvitelli neu hergestellt; während der Ausführung wurden die Arbeiten jedoch unterbrochen. Aus dieser Zeit stammt der achteckige Dachaufbau, der eines Abschlusses entbehrt. Er hatte eine Kuppel erhalten sollen, wie eine solche ehemals vorhanden gewesen war. Um das Gebäude für ihre Zwecke auszubauen, wünschte die Stadtverwaltung, den Aufbau als zum Bauwerk selbst nicht passend zu beseitigen, sodafs dieses nach der Art der Bibliothek in Venedig mit der Dachbrüstung und ihren krönenden Figuren endigen sollte. Die Aufsichtsbehörden erhoben jedoch Widerspruch. Eine Entscheidung ist in der Streitfrage noch nicht getroffen. Unseres Erachtens sollte man Bedenken tragen, den Bautheil des Vanvitelli zu zerstören und, wenn man die Wiederherstellung der Kuppel nicht wagen will, es lieber versuchen, den barocken Aufbau mit einem flachen Dache abzuschliefsen. —e.

Denkmalpflege in Anhalt. Die durch die Reinheit ihres gothischen Stiles hervorragende und wohlbekannte frühere Schlofskirche in Nienburg ist dem Verfalle preisgegeben gewesen, nachdem das Schlofs verkauft und zu einer Malzfabrik umgewandelt worden war, die Stadtgemeinde aber die Uebernahme in Unterhaltung abgelehnt hatte. Das anhaltische Staatsministerium hat nun zunächst einen Ausschufs mit Untersuchung und zur Unterbreitung von Vorschlägen für die Erhaltung des Baudenkmals beauftragt. Der Ausschufs besteht aus den Herren Geh. Rath Duncker und Geh. Baurath Januskowski aus Dessau, Superintendent Fischer und Baurath Maurer aus Bernburg.

Otto Moser †. In Leipzig ist am vergangenen Neujahrsmorgen im hohen Alter von 82 Jahren der Schriftsteller Otto Moser gestorben, der, von Haus aus für das Baufach ausgebildet, später mit Bienenfleifs aus alten Urkunden die Ereignisse der Stadt Leipzig auszog, um sie in Tageszeitungen zu veröffentlichen und dadurch den Sinn für alte Stadtgeschichte zu wecken und zu beleben. Im Jahre 1867 gründete er mit Baurath Mothes und anderen den Verein für die Geschichte Leipzigs, der ihn an seinem 80. Geburtstage zum Ehrenmitglied ernannte. Mosers Verdienst ist es ganz wesentlich mit, dafs der genannte Verein mit geringen Mitteln zu einem ansehnlichen Museum gelangt ist. Neben regem Hinweis auf die Schätze desselben hat der Verstorbene selbst eifrig und mit Erfolg in alten Räumen, auf alten Kirchböden usw. Umschau nach werthvollen Sammlungsgegenständen gehalten, auch vielfach Ausflüge zu diesem Zweck in die Umgebung angeregt und geschichtliche Nachrichten für die zu besichtigenden Baudenkmäler zusammengetragen. Für die Erneuerung der alten Wandgemälde, die sich im Kreuzgange des ehemaligen Dominicanerklosters auf dem Bauplatz der jetzigen Universität befanden, durch den genannten Verein hat nebst Mothes und einer Anzahl anderer Kunstfreunde Moser gesorgt, und es ist diesem Umstande zu danken, dafs bei Abbruch der Klostergebäude diese ältesten Ueberbleibsel des alten Leipzigs durch Aussägen erhalten wurden. Die von Moser verfafste werthvolle „Chronik der Stadt Leipzig und ihrer Umgebung" wird immer mehr an Bedeutung gewinnen, je mehr interessante alte Bauwerke der inneren Stadt durch die neuerdings wuchernde Bauspeculation dem Abbruche verfallen. —r—

*) Centralblatt der Bauverwaltung 1898, S. 38.

Bücherschau.

Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen. Herausgegeben von der Historischen Commission der Provinz Sachsen. 21. Heft. Die Kreise Jerichow. Bearbeitet vom Oberpfarrer E. Wernicke in Loburg. Halle a. d. Saale 1898. O. Hendel. XI u. 437 S. in gr. 8° mit 134 Abb. im Text und einer Denkmälerkarte. Geh. Preis 14 ℳ.

Die Veröffentlichungen der Historischen Commission der Provinz Sachsen standen in Gefahr, nach früherer Dürftigkeit durch Ueberfüllung mit Nebendingen, geschichtlichen, sprachlichen, vorgeschichtlichen und allerhand landeskundlichen Untersuchungen von ihrem nächsten Zwecke, der Denkmälerbeschreibung, abgelenkt oder doch zu stark belastet zu werden. Wernickes Bearbeitung der beiden Jerichower Kreise hat das Verdienst, das richtige Verhältnifs, auch als Norm für die Zukunft, hergestellt zu haben. Zugleich ist das Buch, wie es in einem jeden richtigen Inventarienwerke sein sollte, von einem warmen localpatriotischen Hauche durchweht. Der liebevolle Blick weilt auch auf dem Kleinen und Unbedeutenden, wobei doch die umfassende Bildung des Verfassers, welche er an der letzten Auflage von Ottes Handbuch der Kunstarchäologie bewährte, für ein hohes und freies Urtheil Bürgschaft leistet. In erster Linie sind es natürlich die romanischen Backsteinbauten, durch welche von je die beiden Kreise die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gezogen haben. Wernicke hat den kritischen Untersuchungen Rudolphs, Schäfers und Stiehls, welche sich gegen die Adlerschen Hypothesen niederländischer Herkunft wenden, vorsichtig nachgegeben, um so mehr werden seine chronologischen Nachweise und Datirungen, namentlich die feinen Beobachtungen über die Klosterkirche in Jerichow, gegen die etwas gewaltsamen Aufstellungen in Stiehls neuestem Werke (der romanische Backsteinbau, Leipzig 1898) ins Gewicht fallen. Daneben zieht sich an der Elbe ein schmales Gebiet mit Bruchsteinbauten hin (Leitzkau), während südlich des Plaueschen Canals der Granitbau aus Findlingen herrscht. Während die Gothik mit Kirchenbauten nur gering und dürftig vertreten ist, ist die nachreformatorische Zeit wieder sehr reich, und auch der Profanbau hat in Schlössern und adligen Landsitzen zahlreiche und recht bedeutende Monumente aufzuweisen, namentlich entzückt die köstliche Renaissance des Schlosses in Leitzkau. Dafs das rein Archäologische der kirchlichen Ausstattung, der Inschriften und Bilder, Glocken, Geräthe und Gefäfse tadellos bearbeitet ist, bedarf bei Wernickes Namen keiner Erwähnung. Nach der guten Gewohnheit des sächsischen Inventarienwerks führt eine knappe, höchst inhaltreiche Einleitung in die Geschichte, Geographie und Litteratur der Kreise ein, und eine kunstgeschichtlich-archäologische Uebersicht fafst den Ertrag für die allgemeine Kunstgeschichte trefflich zusammen. Natürlich sind die Klagen über alten und neuen Vandalismus auch nicht selten. So ist ein bedeutender Flügelschrein des Nikolausaltars in Sandau, einst eine Sehenswürdigkeit, spurlos verschwunden. — Da Wernicke „wegen eines unheilbaren Augenleidens" mit diesem Hefte von der Archäologie, die ihm so viel verdankt, Abschied nimmt, so läfst diese letzte und reifste Gabe des treuen Mannes den grofsen Verlust nur um so mehr beklagen. Bergner.

Inhalt: Streifereien durch alte Städte. (Fortsetzung.) — Decorative Malereien der letzten Jahrhunderte in Deutschland und ihr baldiger Untergang. — Der Dom in Walbeck. — Die Denkmäler der vorgeschichtlichen Zeit in Ostpreufsen. — Vermischtes: Ankauf alter Häuser in Hildesheim. — Dom zu Trier. — Frauenkirche in Eßlingen. — Behandlung der Burgen in den Kunst- und Alterthums-Inventarien. — Wiederherstellung der kath. Pfarrkirche St. Georg in Münsterberg i. Schl. — Lesepult im Dom zu Naumburg a. d. S. — Aus Italien. — Denkmalpflege in Anhalt. — Otto Moser in Leipzig †. — Bücherschau.

Für die Schriftleitung verantwortlich: O. Hofsfeld, Berlin. Verlag von Wilhelm Ernst u. Sohn, Berlin. Druck von J. Kerskes, Berlin.